

## Umschau

### Politischer Katholizismus

Für die Klarstellung umstrittener Fragen ist es von großer Bedeutung, daß sie nicht durch die Wahl mehrdeutiger oder verdächtiger Worte von vornherein in ein schiefes Licht gerückt werden. Aus diesem Grunde ist der Name „politischer Katholizismus“ nicht glücklich; denn er weckt, ebenso wie Geschäftskatholizismus, den Argwohn oder den Nebensinn, daß dabei die Religion zu außerreligiösen Zwecken gebraucht, d. h. mißbraucht werde. Dies um so mehr, als auch die geschichtliche Entstehung und Verwendung des Ausdrucks den verwerflichen Nebensinn nahelegt. So ist es begreiflich, daß die deutschen Katholiken, die dem wirklichen oder vermeintlichen „politischen Katholizismus“ anhängen oder erlegen waren, diese Bezeichnung wegen der Gefahr der Mißdeutung lange Zeit für sich ablehnten. Erst in neuerer Zeit ist hierin ein Wandel eingetreten und hat dem Worte in einem unverfänglichen Sinne auch in den Reihen der Katholiken unbeanstandeten Eingang verschafft.

Wenn daher Emil Ritter, der drei Jahrzehnte innerhalb des Zentrums publizistisch tätig war, seinem Buche den Titel gibt: „Der Weg des politischen Katholizismus in Deutschland“<sup>1</sup>, so ist es selbstverständlich, daß er den Ausdruck „politischer Katholizismus“ an sich ohne jenen berüchtigten Nebensinn oder Nebenklang nimmt; denn er handelt von dem Wege der Partei, der er selbst lange gedient hat. Zwar lautet die These der weltanschaulichen Gegner des politischen Katholizismus, klipp und klar ausgesprochen, unentwegt dahin, daß die Geschichte des Zentrums ein einziger großer Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken gewesen sei. Dieser These steht Ritter natürlich fern. Die Wurzeln der Zentrumsparterie liegen nach dem klaren Ausweis der Geschichte in dem religiösen Idealismus, der das ihm Heiligste gegen ungerechte und unwürdige Angriffe verteidigen wollte, und jahrzehntelang standen über dem Fraktionszimmer

des Zentrums als Warnung für alle Strebernaturen unsichtbar, aber unverkennbar die Worte: „Laßt, die ihr einzieht, alle Hoffnung fahren!“ Erst gegen Ende kamen auch Konjunkturritter zum Zentrum.

Dies alles verkennt Ritter keineswegs, aber sein Blick ruht doch weniger auf den großen und klaren Konturen der geschichtlichen Entwicklung, auf dem „heroischen Zeitalter“ des Zentrums (298), als auf den menschlichen Unzulänglichkeiten, die freilich auch den Weg des Zentrums umsäumen. Aus dieser Blickrichtung stellt sich ihm dann die „tragische“ Frage, ob die Zentrumsparterie im ganzen gesehen ein Segen oder ein Unheil für die Kirche und das katholische Kulturleben gewesen ist (300).

Die Schrift trägt somit einen zwispaltigen Charakter. Als geschichtliche Darstellung, die in vier Abschnitten den Weg ins katholische Lager, den Weg in den nationalen Staat, den Weg in die Republik und den Weg zum Ende schildern will, ist sie zu lückenhaft und einseitig, oft auch in ihren Belegen ungenau; als Beitrag aber zu einer grundsätzlichen Erfassung des Verhältnisses von Religion und Politik entbehrt sie des philosophischen und theologischen Tiefgangs.

Was die ersten Jahrzehnte der Zentrumsgegeschichte anlangt, so erfährt der Leser zu wenig von der Unduldsamkeit und der Zurücksetzung, unter denen die deutschen Katholiken zu leiden hatten, und von den Bedrückungen, die der Kulturkampf für sie bedeutete. Und doch erklären sich erst auf diesem Hintergrunde Haltung und Kampf des politischen Katholizismus. Bei dem Bericht aber über die Politik des Zentrums nach dem Kriege wird man den peinlichen Eindruck nicht los, als ob ein gestrenger Staatsanwalt alles Nachteilige zusammentrüge, ohne die mildernden Umstände zu erwägen, die sich aus den damaligen unsagbar schwierigen Verhältnissen ergeben. Nicht selten werden Überspanntheiten und Fehlgriffe einzelner oder einzelner Gruppen als bezeichnend für die Partei hingestellt. So hätte der Verfasser seiner Schrift als Motto die Worte aus Schillers Piccolomini vorsetzen können: „Anklagen ist mein Amt und meine Sen-

<sup>1</sup> 80 (312 S.) Breslau 1934, Bergstadtverlag W. G. Korn. Kart. M 4.—



dung“, und ich weiß nicht, ob er mit dem Dichter fortfahren dürfte: „Es ist mein Herz, was gern beim Lob verweilt.“ Merkwürdig nur, daß er bei der Schilderung der Nachkriegszeit einen der Hauptschäden kaum erwähnt, nämlich daß aus Rücksicht auf die Wählermassen die geistig und sozial führenden Schichten zu sehr zurückgedrängt wurden und zu viele Leute hochkamen, die über den Tag nicht hinausschauten und denen das Taktische weit besser lag als das Grundsätzliche. Dadurch gerade ging die große Linie verloren, die früher die Politik des Zentrums ausgezeichnet hatte. Schon im Januar 1922 habe ich auf diese Gefahr aufmerksam gemacht<sup>2</sup>.

Bei seinem Rückblick auf die Geschichte des Zentrums übersieht Ritter allzusehr, daß die menschliche Natur ein recht unvollkommenes Gebilde ist. Alles, was Menschen unternehmen, trägt daher notwendig das Gepräge menschlicher Gebrechlichkeit, und von diesem Gesetze machen die politischen Parteien gewiß keine Ausnahme. Man darf also keinen ganz strengen Maßstab an ihre Geschichte legen. Es sind immer Menschen von Fleisch und Blut, die auf den Kampfplatz treten, mit ihren guten und schlechten Eigenschaften, und auch die, welche für Christus und seine Kirche streiten, sind nicht frei von Einseitigkeit, Beschränktheit und Leidenschaft. Man wird ihrem Wirken nur dann gerecht, wenn man auf die beherrschende Linie schaut und sich fragt, ob sie im großen und ganzen ihren Idealen treu geblieben sind.

Vor allem soll man von einer politischen Partei nicht zuviel Gradlinigkeit und Folgerichtigkeit verlangen. Ritter übertreibt die Gegensätze und Schwankungen im politischen Verhalten des Zentrums. Ein Blick in die andern Parteien zeigt doch klar, daß auch sie ihre innern Gegensätze und Spaltungen gehabt haben, und bei einem Vergleich schneidet das Zentrum gar nicht so schlecht ab. Politische Entwicklungen können eben nicht im voraus berechnet und durch ein Programm genau geregelt werden. Hier liegt der Grund für die Gegensätze und Unstimmigkeiten, die im Schoße einer Partei aufbrechen können, wenn sie vor ganz konkrete Entschei-

dungen gestellt wird; denn die Einigkeit im Ziele und in den allgemeinen Grundsätzen schließt nicht notwendig die Übereinstimmung auch über den Weg ein. Und ferner: „Was politisch richtig und notwendig ist, kann doch aus sich heraus noch nicht zur Wirklichkeit werden“, wie der Verfasser sehr zutreffend bemerkt (190). Es kommt auch auf den Zeitpunkt, die vorhandenen Kräfte und die politischen Folgen an, die bei seiner Verwirklichung zu berücksichtigen sind und verschieden beurteilt werden können. Es ist daher verständlich, warum die Männer der politischen Praxis engen, starren Bindungen widerstreben und auch begrifflichen Klärungen abhold sind, weil sie bei alledem für ihre Bewegungsfreiheit fürchten.

In der parteiamtlichen Proklamation, in der das Zentrum seine Selbstauflösung ankündigte, vermißt Ritter ein „Wort, das auf ein in der Abschiedsstunde aufleuchtendes Bewußtsein der geschichtlichen Wende hätte schließen lassen“ (282). Aber es ist wohl ebenso eine Verkennung der psychologischen Spannung, in die damals die Parteileitung gedrängt wurde, wie es auffällt, daß Ritter, der sonst für die Fehler seiner Glaubensgenossen so heilsichtig ist, für die Charakterlosigkeit eines zu schnellen Wechsels von Grundsätzen kein Wort des Tadels findet.

Wichtiger als die geschichtlichen Rückblicke sind die grundsätzlichen Erwägungen, die in dem Buche zur Sprache kommen; denn sie behalten ihre Bedeutung auch für Gegenwart und Zukunft. Hier kommt zunächst die Gegenüberstellung von nationaler Politik und konfessioneller Politik in Betracht. Zwar hebt Ritter wiederholt die nationale Gesinnung und Betätigung des Zentrums hervor, aber ebensooft oder noch öfter die kirchenpolitische Abwehrhaltung und die Enge des konfessionellen Blickfeldes. Soweit es sich bei dieser Anklage wirklich um vorgekommene Fehler handelt, erklären sie sich mühelos aus den Ursachen, die zur Entstehung und Frontstellung des Zentrums geführt haben. Grundsätzlich aber ist Folgendes zu beachten. Die Politik hat das Volkswohl (*bonum commune*) zum Ziel, und zum Volkswohl gehört in hervorragendem Maße die Rücksicht auf Religion und Moral und auf die Rechte der bestehen-

<sup>2</sup> Vgl. diese Zeitschr. Bd. 102, S. 250.



den christlichen Bekenntnisse, ohne daß dadurch Gegensätze oder Widersprüche zum nationalen Besten entstehen müßten. Wenn Bismarck seine christliche Überzeugung auch als Staatsmann für bestimmend erklärte, wie ich das noch im letzten Juniheft dieser Zeitschrift (S. 160) zeigte, so würde er sich doch entschieden dagegen gewehrt haben, konfessionelle und nicht nationale Politik zu treiben. Und wenn Luther sich wirklich im Gewissen zu seinem religiösen Protest verpflichtet fühlte, so wird man ihm deshalb nicht den Vorwurf machen dürfen, unnational gehandelt zu haben, trotzdem er die konfessionelle Spaltung ins deutsche Volk eintrug. Es können selbstverständlich bei Abwägung der verschiedenen Interessen und ihrer Bedeutung für das Staatswohl in Einzelfällen Irrtümer und Fehlentscheidungen unterlaufen; das ändert aber nichts an der Richtigkeit des Grundsatzes, daß die Berücksichtigung der konfessionellen Interessen auch zum Staatswohl gehört und nicht als eine den nationalpolitischen Aufgaben fremde oder gleichgültige Angelegenheit betrachtet werden darf. Es mag sein, daß die Katholiken vor ihrem Gewissen eine politische Frage anders beurteilen als die Protestanten. Solche Unstimmigkeiten sind mit der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses unvermeidlich gegeben, doch daraus folgt keineswegs, daß die Katholiken konfessionelle, die Protestanten aber nationale Politik treiben. Indem z. B. das Zentrum — freilich auch aus konfessionellen Beweggründen — sich der verfehlten Germanisierungspolitik in Elsaß-Lothringen und den polnischen Landesteilen widersetzte, diene es den wahren Staatsinteressen, die durch jene verfehlte, aber national aufgezogene Politik schwer geschädigt wurden. Der Verdächtigung endlich, das Zentrum habe seine Politik in weltlichen und nationalen Dingen nach päpstlichen Weisungen eingerichtet, tritt Ritter selbst ausdrücklich entgegen (102—107).

Ritter spricht weiterhin oft von dem Minderheitsbewußtsein der deutschen Katholiken, von den „Denkgewohnheiten der Minderheit, die sich in einer feindlichen Umwelt kämpfend zu behaupten hat“ (113), von einer „Minderheitspsychologie“ (206) und einem „konfessionellen Selbstbehauptungswillen“ (284), und er

ist der Meinung, daß hierin ein gründlicher Wandel eintreten müsse. Darauf ist zu sagen: Die deutschen Katholiken im Reich sind nun einmal eine Minderheit, und sie können das Bewußtsein, eine Minderheit zu sein, nicht verlieren, ohne sich einer Illusion hinzugeben. Der katholischen Minderheit aber droht naturgemäß die Gefahr, daß sie dem überstarken, einschüchternden Einfluß der Mehrheit unbewußt erliegt und dann anfängt, in Ideen zu denken, die ganz anderswo als auf katholischem Boden gewachsen sind. Diese unleugbare Gefahr rechtfertigt ihren beharrlichen konfessionellen Selbstbehauptungswillen. Aber trotzdem sollen die deutschen Katholiken weder als Deutsche noch als Katholiken ein Minderwertigkeitsbewußtsein haben, und sie sollen sich bemühen, mit ihren protestantischen Mitbürgern in christlicher und nationaler Verbundenheit zu leben und zum Wohle des gemeinsamen Vaterlandes zusammenzuarbeiten.

Den Kerngehalt und die Grundrichtung seiner Schrift faßt Ritter in die Schlußworte zusammen, die hier wiedergegeben seien: „Die Zentrumsparterie ist tot, und es ist zu wünschen, daß mit ihr auch der politische Katholizismus als Geisteshaltung begraben werde. Je eher sich die Katholiken von seinen letzten Spuren frei machen, um so aussichtsreicher ist die neue Lage für den nationalpolitischen Einsatz der katholischen Deutschen und für die religiöse Wirksamkeit der Kirche in Deutschland. ‚Wer das Schwert ergreift, kommt durch das Schwert um.‘ Soweit sich der Katholizismus auf die Regeln des parlamentarisch-politischen Kampfes einläßt, ist er verletzbar und sterblich. Ewig aber ist die Kirche, die sich durch göttliche Wahrheit und Kraft behauptet. Die katholischen Söhne des deutschen Volkes bedürfen ebensowenig der mit dem liberalen Zeitalter untergehenden Betätigungsformen, um an der nationalen Zukunft, am Reich der Deutschen mitzugestalten.“

Eine aufmerksame Prüfung dieser Sätze läßt alsbald erkennen, daß die Kette der Folgerungen nicht so eng schließt, wie der Verfasser anzunehmen scheint. Über das Zentrum hat sich Bismarck am 3. Dezember 1884 im Reichstag dahin geäußert, daß er nicht bloß die Disziplin, die Stärke, die Geschicklich-



keit, die Zuverlässigkeit, das Worthalten des Zentrums, kurz und gut eine Menge Vorzüge anerkenne, sondern daß er es im höchsten Maße beklagen würde, wenn sich das Zentrum auflösen würde. Und Adolf Hitler sagte am 26. August 1934 bei der Saarkundgebung in Ehrenbreitstein: „Es konnte einmal eine Zeit geben, da auch kirchlich eingestellte Parteien notwendig waren. In jener Zeit war der Liberalismus antikirchlich, der Marxismus antireligiös. Diese Zeit ist heute vorbei“ („Völkischer Beobachter“ Nr. 240 vom 28. August 1934). Das Urteil über die Vergangenheit kann also getrost jedem freigegeben werden, und man darf von den Millionen deutscher Katholiken, die bis zuletzt treu zum Zentrum gehalten haben, als Vorbedingung ihrer loyalen Mitarbeit im neuen Deutschland billigerweise nicht verlangen, daß sie ihre eigene Vergangenheit verleugnen und nicht etwa einzelne Vorkommnisse, sondern die ganze „Geisteshaltung“ des politischen Katholizismus als Verirrung anerkennen sollen.

Zum zweiten ist zu bemerken, daß die Kirche zwar ewig, aber nicht unverletzlich ist. So entspricht auch ein unverletzlicher Katholizismus nicht dieser Weltzeit. Ein unverletzlicher Katholizismus wäre auch ein sehr unwirksamer Katholizismus und paßte gewiß nicht zu Christus, der sich zu aller menschlichen Not herabneigte, sich zum Diener aller machte, dem Cäsar den Tribut zu leisten befahl und doch nicht dem Vorwurf entging, ein Aufwiegler des Volkes und ein Feind des Kaisers zu sein. Und wie in der Kirche die göttliche Wahrheit und Kraft sich nicht unmittelbar kundgibt, sondern der äußern Zeichen und Einrichtungen sich bedient, so bedarf auch der Katholizismus irgend welcher Formen und Sicherungen, um auf das private und öffentliche Leben in seinem Geiste erneuernd wirken zu können. Die Formen freilich, in denen die Katholiken ihre Rechte und ihren Einfluß im öffentlichen Leben geltend machen, sind natürlich zeitbedingt und veränderlich, aber irgend eine Form muß vorhanden sein, soll die katholische Kirche nicht gezwungen werden, in die Katakomben herabzusteigen. Über die Art und Weise aber, wie nun die deutschen Katholiken oder die katholischen Deutschen unter den neuen Verhältnissen ihre Kräfte im

öffentlichen Leben wirksam und würdig einsetzen können und sollen, enthält sich das Buch über den „Weg des politischen Katholizismus in Deutschland“ jeglicher Andeutung. Max Pribilla S. J.

### Der junge Nietzsche

„Die Gegenwart ist, kurz formuliert, wahrhafte Erfüllung Nietzsches“—das ist die These eines Buches von Fritz Giese, das eben darum auch diesen Titel trägt: „Nietzsche, die Erfüllung.“<sup>1</sup> „Nietzsche und Europa sind untrennbar. Nietzsche und die Gegenwart: das bedeutet vielfach restlose Erfüllung philosophischer Prophetie des großen Sehers“ (157). Aber dann ist das ganze Buch Gieses eine einzige Verlegenheit, da die Zeugnisse der Gegenwart, die er anführt, Nietzsche ebensosehr widersprechen, als sie entsprechen. So muß er selber gestehen: „die Erfüllung Nietzsches schillert..., aufgespalten..., in Gegensätzen“ (186). Und für die wichtigste Frage, die Frage nach Christentum und Nietzsche, weiß er als Antwort nur: „Nietzsche selbst zerbrach an seinem Gegensatz zum Christentum.... Wohin der Weg geht, wissen wir heute noch nicht. Daß aber viele den Weg suchen und daß immer mehr nach diesem Wege fragen werden, und daß sie einen Weg wollen, der anders endet als das Leben Nietzsches: das möchte man Europa wünschen“ (182 f.).

In der Tat ist es nicht leicht, Gegenwart und Nietzsche zu vergleichen. Wenn man die Gegenwart als „Haltung des Heroischen“ definieren will, so wird man gewiß einen Nietzsche des „dionysischen Pessimismus“ und des „aristokratischen Radikalismus“ als Ahnherrn sehen können. Aber derselbe Nietzsche setzt gegen die trotzigste Kraft den „Sieg über die Kraft“: „Noch immer ist der große Mensch gerade in dem Größten, was Verehrung erheischt, unsichtbar, wie ein zu fernes Gestirn: sein Sieg über die Kraft bleibt ohne Augen und folglich auch ohne Lied und Sänger“ (Musalion-Werke X 341). — Und will man folgerichtig zum „Heroischen“ die Gegenwart als „Zeitalter des Männlichen“ feiern, so entspricht wohl gewiß Nietzsche sehr. Aber

<sup>1</sup> Nietzsche, Die Erfüllung. Von Fritz Giese. (195 S.) Tübingen 1934, J. C. B. Mohr. M 3.50.